

Und er sprach zu ihnen: Was seid ihr so furchtsam?

Eine Predigt Evangelium nach Markus 4,35-41

Liebe Gemeinde,

der heutige Predigttext steht im Evangelium nach Markus in Kapitel 4,35-41. Nachdem Jesus vor versammeltem Volk einige seiner bekanntesten Gleichnisse zum Besten gegeben hat, ereignete sich folgende, nicht minder bekannte Episode:

Und am Abend desselben Tages sprach er zu ihnen: Lasst uns ans andre Ufer fahren. Und sie ließen das Volk gehen und nahmen ihn mit, wie er im Boot war, und es waren noch andere Boote bei ihm. Und es erhob sich ein großer Windwirbel, und die Wellen schlugen in das Boot, sodass das Boot schon voll wurde. Und er war hinten im Boot und schief auf einem Kissen. Und sie weckten ihn auf und sprachen zu ihm: Meister, fragst du nichts danach, dass wir umkommen? Und er stand auf und bedrohte den Wind und sprach zu dem Meer: Schweig! Verstumme! Und der Wind legte sich und es ward eine große Stille. Und er sprach zu ihnen: Was seid ihr so furchtsam? Habt ihr noch keinen Glauben? Und sie fürchteten sich sehr und sprachen untereinander: Wer ist der, dass ihm Wind und Meer gehorsam sind!

Amen. Diese Erzählung haben wir alle wohl schon oft gehört. So auch ich, als ich mir sie am vergangenen Freitag für die heutige Predigt wieder durchlas. Nur, dass diesmal etwas anders als die Male zuvor war: ich war aufgebracht, unruhig. Eigentlich hatte ich mich auf einen ganz entspannten Predignachmittag, mit Kaffee und entspannter Jazzmusik im Hintergrund eingestellt, aber ich war unruhig, ja im inneren Unfrieden, nichts wollte aus der Feder fließen!

Ich bin mir sicher, dass Sie das auch kennen. An manchen Tagen ist man die dankbare Ruhe selbst, steckt man einiges locker weg, an anderen ist man gleich verunsichert oder auf hundertachtzig – und wenn Sie das nicht kennen: sein Sie froh! Wir alle haben jedenfalls ein unterschiedlich dickes Fell, und noch dazu spielen die äußeren Umstände eine große Rolle, wie wir auf einzelnes, mit dem wir in dieser Welt und unserem Miteinander konfrontiert werden, reagieren – gelassen, mit Unmut, innerer Unruhe oder gar äußerlicher Wut.

Derzeit gibt es nicht wenig, was viele von uns in Unruhe oder gar Unfrieden versetzt: schon seit Monaten Meinungsverschiedenheiten und Streit um den rechten Umgang mit der Pandemie. Und nun, als hätte man damit im Alltag nicht schon genug zu schaffen, der Konflikt um die Ukraine, der viele Menschen in der Welt verunsichert oder gar verängstigt – oder zornig auf die unterschiedlichen Beteiligten oder Länder macht, die sich nun zu aggressiv oder zu passiv verhalten.

All das spielte sich um mich und in mir ab, als ich vom passiv im Boot auf einem bequemen Kissen liegenden und schlafenden Jesus las, während um ihn herum der wütende Sturm tobt, das Boot schon mit Wasser vollläuft und seine Jünger in Panik geraten. Warum macht der nichts? Wie kann er jetzt nur schlafen? Wie kann es ihm

so egal sein – oder zumindest, wie kann er jetzt so ruhig bleiben, mitten in einer solchen Krise in der wir stecken? Er bringt mich auf die Palme mit seiner Art!

All das oder ähnliches mag durch die Köpfe der Jünger gegangen sein. Man muss ihnen freilich anrechnen, dass sie sich sicherlich Zeit damit gelassen haben, Jesus aus seinem tiefen Schlummer zu wecken. Erst einmal versuchten sie selbst die Sache zu regeln. Jesus hatte einen harten Tag hinter sich, all das Reden und Wandern hatten ihn geschlaucht, da hat auch er sich mal etwas Ruhe am Abend verdient. Als die Wolken den Himmel verdunkeln, das Unheil in Form des Sturmes herauszieht, werden sie unruhig, aber lassen ihn schlafen. Wird schon gut gehen. Als die Wellen höherschlagen, lassen sie ihn weiter schlafen; erst als das Boot anfängt im immer stärkeren Wellengang vollzulaufen, ja zu kentern droht, wenden sich die Jünger verzweifelt an Jesus, ihren Herrn und Meister.

Es wird nicht ausführlich geschildert, was die Jünger zuvor alles unternommen hatten; aber da unter ihnen erfahrene Fischer und damit Kenner des See Genezareth waren, wird anzunehmen sein, dass sie ihr Menschenmöglichstes angestellt hatten, um das Schiff sicher durch den Sturm zu bringen.

Sehr verständlich ist das für mich – nicht nur in Rücksicht auf Jesus, der mal seinen Schlaf brauchte, sondern auch als menschliches Verhalten: erst einmal selbst versuchen! Erst wenn alles zu viel wird, aus dem Ruder läuft, wenden sich die meisten hilfeschend jemand anderen zu – man will ja niemanden zur Last fallen mit seiner Hilf- und Machtlosigkeit.

Nicht selten produziert solche Machtlosigkeit nicht nur Angst. Sondern eben auch Zorn und Wut. Wir stehen vor den Stürmen unseres Lebens und wissen eben nicht, wie wir einen Sturm stillen sollen – ganz im Gegenteil wissen wir: einen Sturm bekommen wir Menschen nicht gestillt. Auch wenn es in diesem Winter tatsächlich viele stürmische Tage gab, spreche ich natürlich vor allem von den anderen Stürmen unseres Lebens: Konflikten mit Mitmenschen; den Krankheiten, die uns ereilen, Unfälle, die unser Leben ebenso aus der Bahn zu werfen vermögen, wie die großen Konflikte auf der weltpolitischen Bühne oder eine Pandemie uns verunsichern. Irgendwo muss sich diese Machtlosigkeit Bahnen brechen, rausgelassen werden. Und nicht selten geschieht diese Freisetzung von innerem Unfrieden mit äußerlicher Unzufriedenheit oder gar verzweifelter Wut.

Als ich also am Freitag diesen Predigttext von der Sturmstillung Jesu las, brauchte ich jedenfalls auch jemanden oder etwas, das mir half, den Sturm in mir zu stillen – ich war in Unfrieden. Und das wollte ich gar nicht sein. Ich hörte Jazz, aber der war mir zu unruhig in diesem Zustand. Ich schaute in mein Aquarium, wo die Fische im Wasser hin und her paddelten, ganz ohne Sturm. Half auch nichts. Tatsächlich legte ich mich schließlich hin und sagte mir: ich mache erst einmal die Augen zu, einmal drüber schlafen hilft doch oft. Als ich nach meinen „Powernap“ wieder wach wurde, ging es mir etwas besser, aber Unruhe nagte immer noch an mir.

Trotzdem musste die Predigt her, hilft ja alles nichts. Also ab an den Schreibtisch, die Bibel in die Hand genommen. Als ich dort dann vom Verhalten der Jünger las, ging es mir durch den Kopf, dass ich wie sie erst einmal einiges von dem mir möglichen unternommen hatten, um die Sache so gut wie möglich selbst zu bewältigen. Mit meinen üblichen Beruhigungsstrategien kam ich aber nicht weit.

Natürlich gibt es Unterschiede in den Stürmen des Lebens: manchmal steht es eben doch in unserer Macht und unserem Vermögen, Stürme zu stillen: ganz besonders im zwischenmenschlichen Miteinander. Da können wir uns dem Sturm stellen und ihn durchaus stillen. Mit Entschuldigungen, mit der Suche nach Ausgleich, Versöhnung und wenn das nicht geht, mit einem friedvollen Nebeneinander statt Miteinander.

Aber so viel anderes, wie eben Naturkatastrophen, Kriege und Krankheit liegen nicht in unserer Macht. Da sind wir mit unseren Gefühlen von Unsicherheit bis Wut wie das kleine Boot auf dem See Genezareth von den Wellen hin und hergeworfen und da droht unser Leben zu kentern.

Ich kenne dieses Gefühl. Meine Generation, so gut sie es auch hat, lebt mir einer Grundverunsicherung: nichts ist mehr gewiss, ganz besonders nicht die Zukunft. Für viele wechseln nicht nur die Partner oft, sondern auch die Berufe, feste Anstellungen sind nur schwierig zu finden. Vorangehende Generationen kennen die Stürme des Krieges, des Mangels – und somit auch Verunsicherung, Angst und manche Wut. Da sitzen wir alle in einem Boot. Sprichwörtlich, wie nun auch im Kirchenschiff.

Während ich dies so aufliste, da türmen sich vor meinem inneren Auge regelrecht die Wellen auf. Und genau da wird mir der Zuspruch und die Fürbitte eines anderen so wichtig. Menschen, die uns wieder auf den Teppich bringen, wenn wir verzweifeln oder erzürnen. Die die Dinge ins rechte Verhältnis setzen. Doch manchmal wollen wir das dann gar nicht hören, schlagen jeden gut gemeinten Rat ab. Auch andere Menschen vermögen schließlich nur menschenmögliches, nicht aber einen großen Sturm zu stillen. Und da fällt in all der Unruhe und dem Durcheinander mein inneres Auge auf einen, der ganz anders ist, auf Jesus Christus. Die Ruhe selbst. Er kann auch wütend sein, das wissen wir aus der Episode, die sich später im Jerusalemer Tempel abspielen sollte, als er dort die Tische der Geldwechsler und Händler umwirft. Doch hier nun, im Boot, lässt er sich nicht aus der Ruhe bringen, auch nicht, als seine Jünger ihn in ihrer Verzweiflung aus dem Schlaf wecken, er mal eben den Sturm mit seinen Worten stillt und sie anschließend auf ihren Kleinglauben anspricht.

Die Botschaft dahinter, für Christen vor vielen Generationen, wie auch heute ist oft gehört und ziemlich deutlich: Liebe Leute, auch wenn es in eurem Leben oder in eurer Kirchengemeinde stürmisch zu geht, müsst ihr euch nicht fürchten: Jesus Christus ist bei euch, und auch wenn er zu schlafen scheint, wacht er über Euer Leben, ist er Herr eures Lebens, euer Fürsprecher vor Gott.

Soweit nichts Neues und damit könnte ich meine Predigt für heute beenden. Aber da war ja dieser Unfriede, diese Unruhe in mir am Tag der Abfassung.

Und prompt erhielt ich beim Schreiben der Predigt einen Anruf. Jemand hatte ein seelsorgliches Anliegen. Der Anrufer war selbst um Hilfe gebeten worden, merkte aber, dass er mit seinem Latein und seiner Macht am Ende war. Dem Hilfesuchenden, der sich an ihn gewendet hatte, war mit den Mitteln, die dem Anrufer zur Verfügung standen, nicht zu helfen. Ganz im Gegenteil, statt „geteilte Not ist halbe Not“ wurde daraus doppelte Not, nämlich auch die des Anrufers, der selbst so gern geholfen hätte, jetzt aber meine Hilfe brauchte. Der Anrufer hat sich sprichwörtlich jemand anderen für sein Problem ins Boot geholt - mich. Er brauchte etwas Zuspruch, Beratung, aber vor allem auch mal jemanden, dem er die Last und eigene Machtlosigkeit anvertrauen konnte um zur Ruhe zu kommen.

Wir Menschen, wie dieser Anrufer, stehen oft machtlos vor den stürmischen Ereignissen in der Welt und den Schicksalen der Menschen in ihr. Wie gern wir auch manchmal helfen wollen – uns selbst und anderen – aber dann doch nur diese Hilflosigkeit verspüren, die in Frust und Unfrieden mündet, äußerlich wie innerlich!

Aber durch den Anruf wurde mir klar: nicht nur müssen wir manchmal andere Menschen in unser Boot holen, die uns helfen können, sondern können einen ganz anderen in unser Boot holen:

Einen, der im größten Sturm nicht in Unruhe verfällt, der nicht aus mancher Mücke einen Elefanten macht oder gleich alle Hoffnung fahren lässt. Einen, der für uns ruhig bleibt, wo wir in Unruhe verfallen; der für uns in dieser Ruhe stark ist, wo wir so schwach und kraftlos sind. Klar, das ist Jesus Christus. Unser Fürsprecher vor Gott, den wir in aller Not und Frustration anrufen können im Gebet. Aber selbst da wo er zu schlafen scheint, ist er bei uns mit seinem Segen, der Frieden stiftet. Dafür braucht es nicht das Wunder einer tatsächlichen Sturmstillung, sondern nur die Gewissheit, die sein Leben ausgemacht hat: das sein Leben ganz in Gottes Hand liegt. Und diese Gewissheit, die er im Herzen und in die Welt trug, die legt er in unser Boot, wo wir ihm Platz machen und vielleicht ein gemütliches Kissen geben. Da liegt er, in allem Sturme und Unfrieden, in uns. Er weiß wo die Reise hingehet, wenn wir nur die dunklen Wolken am Himmel sehen, vom Kurs abkommen. Er gibt uns den Frieden, den der Rest unserer Gefühlsbesatzung manchmal nicht zu stiften vermag. Er stillt den Sturm, Schweig! Verstumme! Und der Wind legte sich und es ward eine große Stille.

Während ich das so schrieb nach dem Anruf, war es draußen tatsächlich stürmischer geworden, das Schild an der Straße bog sich im wütenden Wind, die Äste wurden heftig hin und her gerissen. Aber in mir war es nun tatsächlich still geworden. Ich dankte Gott, ja ich danke ihm auch jetzt – denn ich glaube doch wirklich, dass er bei mir ist, mit mir im selben Boot sitzt – und mit euch. Und in solchen Momenten der Ruhe frage ich mich und euch dann: Was seid ihr so furchtsam? Da liegt er doch, in unseren Herzen und Seelen – unser Friede in Jesus Christus, Amen.